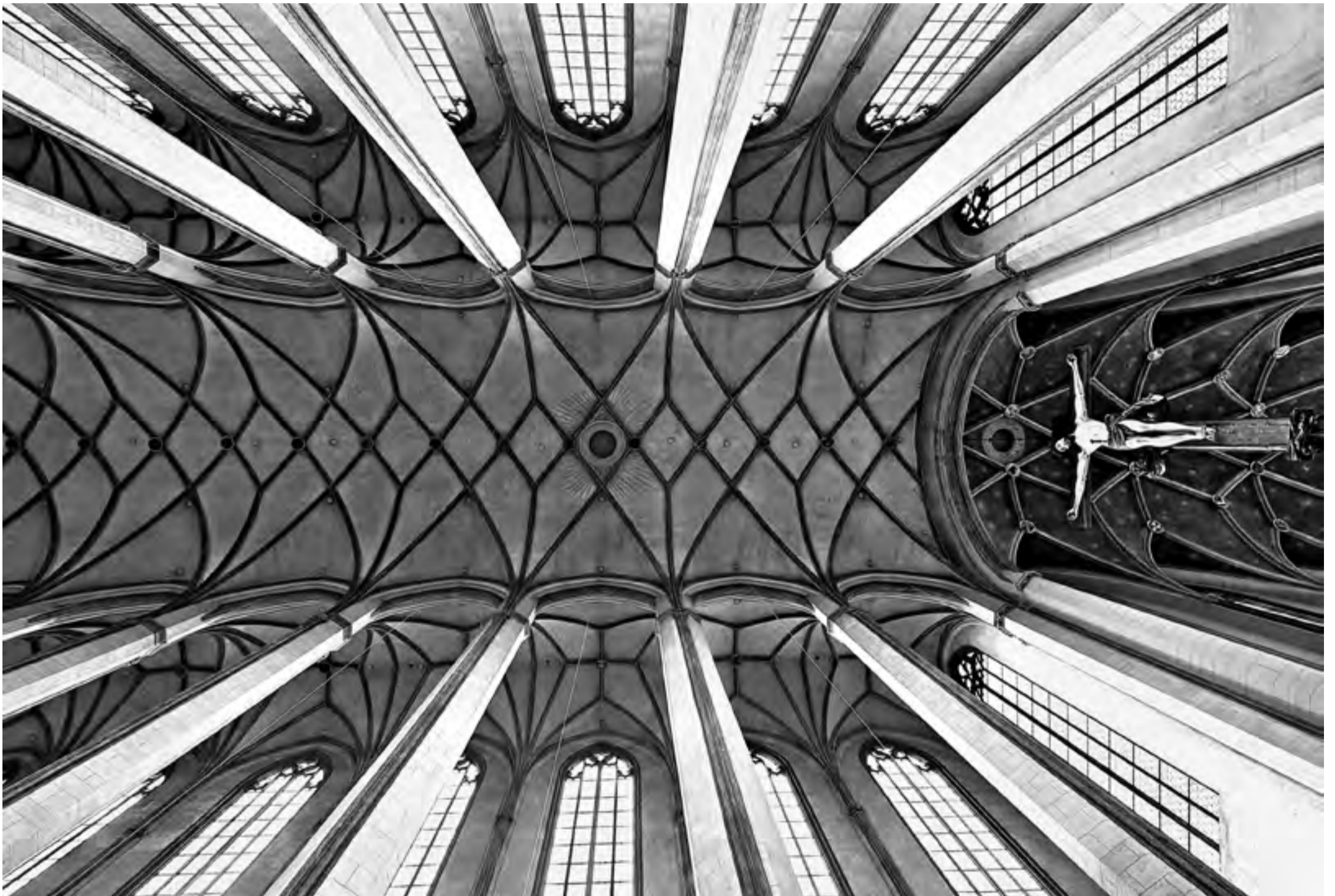


■ **Seite 2: Marx' Abrechnung.** Timm Graßmann erklärt, warum es mit Religionskritik nicht getan ist. ■ **Seite 3: Musik des Atheismus.** Andreas Arndt über Hegel und das Reich Gottes auf Erden ■ **Seite 5: Geschichte und Dschihadismus.** Thomas Schmidinger über den »Islamischen Staat« und was von ihm geblieben ist ■ **Seite 7: Im Namen des Herrn.** Peter Steiniger über christlichen Fundamentalismus in Brasilien



Kopfsprung ins Diesseits: Wie wirkt das Politische im Religiösen, wie das Religiöse im Politischen?

RAIMUND KUTTER/PICTURE ALLIANCE/IMAGEBROKER

Beten und arbeiten

Über Sinn und Unsinn des Religiösen im Zeitalter der digitalen Revolution. **Von Matthias István Köhler**

Das Religiöse ist Privatsache, das Politische eine Angelegenheit von Öffentlichkeit und Gesellschaft. Die europäische Aufklärung hatte der Religion die Zügel angelegt. Zwei Motive trieben die zeitgenössischen Denker gegen sie an, zum einen die Erfahrung konfessioneller Konflikte und zum anderen, wichtiger noch, der Wille, die Legitimation der aristokratischen Herrschaft zu zerstören und das Zusammenleben auf eine vernünftige und gerechte Grundlage zu stellen. Bis heute lebt die Trennung von Politik und Religion im bürgerlichen Denken fort.

Die Geschichte hat gezeigt, dass diese Konstruktion sehr fragil ist – nicht nur in Zeiten wie den gegenwärtigen, in denen offen reaktionäre Kräfte auf dem Vormarsch sind und Religion immer wieder in den Dienst des politischen Kampfes gegen gesellschaftlichen Fortschritt gestellt wird.

Die digitale Revolution hat das gesellschaftliche Zusammenleben in den letzten 50 Jahren verändert, gleichzeitig heißt es, der technologische Fortschritt unterhöhle traditionelle Werte und erschüttere den Zusammenhalt beispielsweise in der Familie. Religion wird in diesem Zusammenhang als Anker gegen die Versuchungen der leichtlebigen, oberflächlichen modernen Zivilisation betrachtet. Die neuen Kommunikations- und Reisemöglichkeiten haben aber auch dazu geführt, dass wir in einem »globalen Dorf« leben, die Welt ist kleiner geworden. Viele der größeren oder kleinen Konflikte der letzten Jahre werden mit dem daraus resultierenden Aufeinandertreffen verschiedener, scheinbar nicht miteinander vereinbarer Lebensweisen erklärt.

Diese kulturalistische Deutung verdeckt jedoch einen grundlegenden Antagonismus. Was in der Diskussion um den technologischen Fortschritt meist unerwähnt bleibt, ist, dass gesell-

schaftliche Widersprüche wie jener zwischen Produktionsverhältnissen und -kräften sich nicht gelöst, sondern weiter verschärft haben. Beispielsweise hat die nie gesehene Produktivität nicht dazu geführt, dass der Mensch insgesamt weniger arbeiten müsste, der unerhörte Reichtum nicht dazu, dass nicht täglich Menschen verhungerten. Die Formen der Ausbeutung und der Unterwerfung haben sich gewandelt, aber die Herrschaft der toten Arbeit über die lebendige wird aufrechterhalten, wenn nötig mit Gewalt.

Der gesellschaftliche Fortschritt hat mit der Informationstechnik nicht mitgehalten, ganz im Gegenteil, ihr Potential wird unterdrückt und bekämpft, und selbst bisherige Errungenschaften politischer Emanzipation werden wieder rückgängig gemacht. Die umfassende Emanzipation des Menschen scheint weiter in die Ferne gerückt. Es wundert nicht, wenn viele die Vorstellung, erst im Jenseits könne das Leiden

zu einem Ende kommen, überzeugend finden. Ein dementsprechendes Handeln hat schließlich auch nicht staatliche Repression zu fürchten – im Gegensatz zu jenem revolutionären, das auf gerechte Verhältnisse schon im Diesseits abzielt.

Die in dieser Beilage versammelten Beiträge gehen alle dem Verhältnis von Irdischem und Himmlischem nach. Sei es, indem sie rekonstruieren, wie politische Denker dieses Verhältnis verstanden, oder indem sie an konkreten Beispielen in der Gegenwart dem Wirken des Religiösen im Politischen oder andersherum dem Wirken des Politischen im Religiösen nachgehen. Eines wird insgesamt an den Beiträgen deutlich: So sehr Religion im Klassenkampf auch ein Instrument der Reaktion zur Stabilisierung krisenhafter kapitalistischer Verhältnisse ist, ihr universalistischer Kern birgt gleichzeitig auch Sprengstoff gegen diese.

Tag der Abrechnung

Karl Marx über die Religion des Kapitals und das Ende der »Finanzalchimie«. Von Timm Graßmann

Es ist ein beliebtes Vorurteil, dass kapitalistische Gesellschaften zu Irreligiosität tendieren würden. Wer von Karl Marx mehr als das »Kommunistische Manifest« mit seinen optimistischen Vorhersagen über die »Entweihung alles Heiligen« durch die nüchternen Berechnungen der Bourgeoisie zur Kenntnis genommen hat, hat eine Ahnung davon.

In den progressiven Kreisen stand Religionskritik zu Marx' Berliner Studententagen hoch im Kurs. David Friedrich Strauß und Bruno Bauer nahmen sich die Evangelien textkritisch vor und entlarvten den vermeintlich historischen Bericht als Mythologie. Ludwig Feuerbach hatte für seinen Essay »Ueber den Mariencultus« christliche Lieder und Legenden gewälzt und dabei entdeckt, dass Maria und Jesus oft sehr sinnlich dargestellt werden. Er folgerte, dass ihre kultische Verehrung als Sexsymbole und Schönheitsideale die »natürlichen« libidinösen Energien neutralisiere und zu »Keuschheit anregen« solle. Was sich das religiöse Bewusstsein auf Erden versagt, bekommt es von der Jungfrau Maria im Himmel hundertfach besorgt.

»Nach unserer Auffassung wird die Religion verschwinden in dem Maße, wie der Sozialismus erstarkt«, schrieb Marx 1875



Herrschaft blinder Sachzwänge

Der junge Marx erklärte 1843 die »Kritik der Religion« »für Deutschland« für »im wesentlichen beendet«, zugleich aber zu einer »Voraussetzung aller Kritik«. Sie entschlüsselte die Religion als »das Selbstbewusstsein und das Selbstgefühl des Menschen, der sich selbst entweder noch nicht erworben oder schon wieder verloren hat«, und »endete« für Marx »also mit dem kategorischen Imperativ, alle Verhältnisse umzuwerfen, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist«.

»Beendigt« war Religionskritik nicht deshalb, weil die Religion in der Moderne verschwinden würde, sondern weil ihr Kritikmodus an Grenzen gestoßen war. Feuerbach hatte die Religion für eine schlechte Vorstellung über den guten menschlichen »Naturtrieb« gehalten – eine ahistorische Konzeption, die wenig dazu beitragen konnte, »alle Verhältnisse umzuwerfen«, da sie gar keinen Begriff von gesellschaftlichen Verhältnissen entwickelte. Außerdem konnten die Kritiker nicht erklären, woher das religiöse Bewusstsein kam und warum es sich so hartnäckig hielt. Die Befreiung von den christlichen Projektionen war als reine Gedankentat vorgestellt. So tendierten ihre Vertreter dazu, das gesamte Weltgeschehen aus Ideen und Gedanken zu erklären – das Unterfangen war für Marx zur deutschen Ideologie geworden. Auch heute meinen Teile der deutschen Linken, Religionskritik bedeute, zu islamistischen Greueln die passenden Koranstellen herauszusuchen.

Marx sah in der Religion nicht die Ursache, sondern das »Phänomen der weltlichen Beschränktheit«: »Die Reli-

gion ist der Seufzer der bedrängten Kreatur, das Gemüt einer herzlosen Welt, wie sie der Geist geistloser Zustände ist. Sie ist das *Opium* des Volks.« Wie im Marienkult verspricht sie ein rein »illusorisches Glück« und kaschiert damit, um den Schmerz zu lindern, die fehlende wirkliche Erfüllung.

So produziert auch die bürgerliche Gesellschaft trotz Säkularität, d.h. formeller Verbannung dysfunktionaler kirchlicher Vorschriften aus Staat und Wirtschaft, religiöses Bewusstsein ohne Ende. In ihr hat sich »der Mensch noch nicht erworben«, sondern wirft seinen Stoffwechsel mit der Natur unter die Herrschaft blinder Sachzwänge und bringt dabei das Elend mit System hervor. Die zahlreichen religiösen Analogien hat Marx im »Kapital« daher nicht zufällig gebildet. Da sind die diversen Fetischismen, am bekanntesten – »voll theologischer Mucken« – die Warenform. Sie legt die phantasmagorische Vorstellung nahe, es seien nicht gesellschaftliche Verhältnisse, sondern die mit Leben erfüllten Warenobjekte, die unsere Geschicke bestimmen. Das ist nicht bloß falsches Bewusstsein, denn der Fetischismus verarbeitet halbwegs korrekt die objektive Abhängigkeit vom Markt: »Wie der Mensch in der Religion vom Machwerk seines eignen Kopfes, so wird er in der kapitalistischen Produktion vom Machwerk seiner eignen Hand beherrscht.« Die Waren sind Träger des Werts – und der bildet eine reale Macht, weil sich die gesellschaftliche Produktion nach ihm richtet.

Wie der Hinduist »vor Hanuman, dem Affen, und Sabbala, der Kuh, andächtig in die Knie sank«, so der moderne Mensch vor Ware und Geld. Aus dem Buch »Ueber den Dienst der Feti-

schengötter« des Ethnologen Charles de Brosse notierte Marx 1842, die Indigenen von Kuba »hielten das Gold für den Fetisch der Spanier, sie feierten ihm ein Fest, tanzten und sangen um ihn und warfen es dann ins Meer, um es zu entfernen«. Sie taten gut daran: Der Fetischismus von Ware, Geld und Kapital ist primitivstes religiöses Bewusstsein und zeigt, dass die Produktion nicht bewusst gestaltet und die gesellschaftliche Arbeit nicht nach Absprache und Voraussicht organisiert ist. Und da Mensch und Natur dem Zweck der Wertverwertung unterworfen sind, hat dies die bekannte Rücksichtslosigkeit gegen sie zur Folge. Die Fetischismen sowie die Ohnmacht, Versagungen und Erschöpfungen im kapitalistischen Alltag bieten wiederum einen hervorragenden Nährboden, auf dem Religionen und andere Mythologien gedeihen.

Kampf um das Bewusstsein

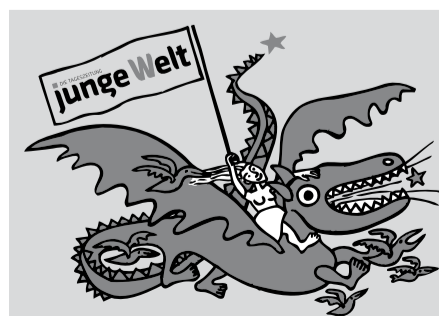
In den politischen Ökonomen sah Marx die wahren Priester der bürgerlichen Gesellschaft. Sie ringen dem Irrsinn einen Sinn ab und werfen andere Produktionsweisen als unterlegen und künstlich: »Sie gleichen darin den Theologen [...]. Jede Religion, die nicht die ihre ist, ist eine Erfindung der Menschen, während ihre eigene Religion eine Offenbarung Gottes ist.« Dazu gehören die Ursprungsmythen: Schon die Urgesellschaft sei eine warentauschende (»Speerspitze gegen Biberfell«) gewesen und in der ursprünglichen Akkumulation, die »in der politischen Ökonomie ungefähr dieselbe Rolle [spielt] wie der Sündenfall in der Theologie«, seien einige durch Abstinenz oder harte Arbeit zu berechtigtem Wohlstand gekommen.

Je größer die Ohnmachtserfahrungen in einer Krise, um so größer das Bedürfnis nach Autoritäten, die Transzendenz und Kontrolle versprechen. Die Krise ist im wahrsten Sinne des Wortes der Tag der Abrechnung: Ein Teil der vorangegangenen »Finanzalchimie« (Marx) repräsentiert keinen Wert, es wurde überproduziert. Der Staat erscheint jetzt als omnipotente Macht, um die losgelassenen Monster des Marktes zu besänftigen und zu bändigen. Doch wenn das Geld vom idealistischen Maß der Werte in hartes Zahlungsmittel umschlägt, fordert das Kapital auf seinem Altar »die größten Opfer an realem Reichtum«. Dazu ertönen dem Marienkult vergleichbare Verzichtspredigten: Der Gürtel müsse heute enger geschnallt werden, damit in einer fernen Zukunft das Glück kommen möge. Auch wenn in der Krise überproduzierte Waren vernichtet und weite Teile der Bevölkerung überflüssig werden, bricht der Fetischismus nicht von allein auf.

Marx nahm in der »Kritik des Gothaer Programms« (1875) an, dass der Abbau der Religion nicht durch Zwang und Verbot, sondern durch den Aufbau des Sozialismus erfolgen würde: »Wir wissen, dass Gewaltmaßnahmen gegen die Religion unsinnig sind. Nach unserer Auffassung wird die Religion verschwinden in dem Maße, wie der Sozialismus erstarkt.« Wenn Menschen bewusst über Inhalt und Verteilung der notwendigen Arbeit beraten, bedeutet dies automatisch Zurückdrängung des Fetischs. Er fügte allerdings hinzu, dass dabei »der Erziehung eine wichtige Rolle zukommt«. Gesellschaftliche Verhältnisse, die der religiösen Illusionen nicht bedürfen, ließen sich ohne Kampf um das Bewusstsein nicht herstellen.

Timm Graßmann ist Mitarbeiter der Marx-Engels-Gesamtausgabe.

Religion & Politik erscheint als Beilage der jungen Welt im Verlag 8. Mai GmbH, Torstr. 6, 10119 Berlin. Redaktion: Matthias István Köhler (V.i.S.d.P.), Anzeigen: Silke Schubert, Bildredaktion: Nikolas Sisis, Gestaltung: Michael Sommer.



Jetzt
Mitherausgeber/in
werden!

■ LPG junge Welt eG

Die Tageszeitung *junge Welt* erscheint im Verlag 8. Mai, der mehrheitlich einer Genossenschaft gehört. Mitglieder dieser Genossenschaft sind vor allem Leserinnen und Leser der Zeitung, aber auch Mitarbeitende aus Verlag und Redaktion. Wichtigste Aufgabe der Genossenschaft: Die Absicherung der ökonomischen Grundlagen und der Liquidität der *jungen Welt*. Die beste Rendite für die Anteilseigner: Täglich eine unabhängige Tageszeitung.

■ Satzung und Aufnahmeantrag unter www.jungewelt.de/genossenschaft ■ Kontakt: lpg@jungewelt.de

Ludwig Feuerbach hat Hegels Philosophie unter den Generalverdacht gestellt, nur eine verfeinerte Form der Theologie zu sein. Anders sah es Heinrich Heine. 1844 schrieb er, er habe »hinter dem Maestro [Hegel] gestanden«, als er die Musik des Atheismus komponierte, »freilich in sehr undeutlichen und verschnörkelten Zeichen, damit nicht jeder sie entziffre – ich sah manchmal, wie er sich ängstlich umschaute, aus Furcht, man verstünde ihn.« Heines Auffassung fand wenig Gehör. Diejenigen, die Philosophie ohnehin für gottlos hielten, kannten und brauchten Heine nicht. Andere sahen Hegel als christlich geprägten Denker – wobei dies gegensätzlich beurteilt wurde. Lenin etwa, der »Idealismus« mit »Pfaffentum« gleichsetzte, wollte Hegel »materialistisch«, d. h. »ohne den lieben Gott und das Absolute«, lesen.

Wie also hielt es Hegel mit der Religion? Zunächst: Jede abstrakte Religionskritik war ihm fremd. Religion, so seine Überzeugung, ist eine notwendige Form der Selbstverständigung des menschlichen Geistes, also des Selbstbewusstseins der Gattung. Hegel nennt dieses Selbstverhältnis des Geistes den absoluten Geist. Dieser habe drei Gestalten: Kunst, Religion und Philosophie. Sie unterscheiden sich durch das Medium der Selbstverständigung. Für die Kunst sind dies die Sinne, für die Religion die Vorstellungen, d. h. allgemeine Bilder, und für die Philosophie die Begriffe. Religion ist damit nicht die höchste Form des menschlichen Selbstbewusstseins. Die Welt der Vorstellungen bleibt widersprüchlich und mehrdeutig und kann nur durch den Begriff zur Klarheit gebracht werden. Die Philosophie hebt daher die Religion auf, indem sie sagt, worum es in ihr in Wahrheit geht.

Zufluchtsort Jenseits

»Aufheben« hat für Hegel eine doppelte Bedeutung; es ist Negation und Aufbewahren zugleich. Was also ist es, was die Philosophie von der Religion aufbewahrt? In allen Formen des absoluten Geistes, so Hegels These, entwickeln die Menschen schrittweise ein Bewusstsein der Freiheit. Religionsgeschichte ist daher Bestandteil der Weltgeschichte als Fortschritt im Bewusstsein der Freiheit. Dem Christentum kommt dabei nach Hegel eine besondere Bedeutung zu. Erst mit dem Christentum sei, wie unzureichend auch immer, zum Bewusstsein gekommen, dass der Mensch *als Mensch* frei sei. Aber, so schreibt Hegel in einem Manuskript zur Religionsphilosophie, mit »der Annahme der christlichen Religion hat z. B. nicht unmittelbar die Slavery [aufgehört], noch weniger ist damit sogleich in den Staaten die Freyheit herrschend, sind die Regierungen und Verfassungen auf eine vernünftige Weise organisirt, auf das Princip der Freyheit gegründet worden. Diese Anwendung des Principis auf die Wirklichkeit, die Durchdringung, Durchbildung des weltlichen Zustands durch dasselbe ist der lange Verlauf, welcher die Geschichte selbst.«

Zwischen dem aufkeimenden Bewusstsein der Freiheit und der weltlichen Realität besteht ein Zwiespalt. Im religiösen Bewusstsein treten Prinzip und Realität, Himmel und Erde, Jenseits und Diesseits auseinander. Das Jenseits, so Hegel in seinem dritten Jenaer Systementwurf von 1805/06, wird für das »durch den Krieg und die Noth« erschütterte Bewusstsein der Menschen zum Zufluchtsort; es »flüchtet aus dem Daseyn in den Gedanken«, wird aber darin zugleich enttäuscht: »Der Religion entflieht der Himmel im wirklichen Bewußtseyn – der Mensch fällt auf die Erde herab – und findet nur in der Einbildung, in ihr das Religiöse«. Das klingt fast wie das, was Marx 1844 schreibt: »Die Religion ist der Seufzer der bedrängten Kreatur, das Gemüt einer



»Die Welt der Vorstellungen bleibt widersprüchlich und mehrdeutig«: Wachsfiguren als Gaben vor dem Marienschrein in Fátima, Portugal

Vom Reich Gottes auf Erden

Zum Verhältnis von Religion und Freiheit nach Hegel. Von Andreas Arndt

herzlosen Welt, wie sie der Geist geistloser Zustände ist.« Auch für Hegel ist der Zwiespalt von Himmel und irdischer Realität geistlos, denn er zeigt an, dass die Welt noch nicht im Sinne des Prinzips der Freiheit durchgebildet ist. Der Himmel muss auf die Erde zurückgeholt, der jenseitige Fluchttort zur weltlichen Wirklichkeit werden. In diesem Punkt ist Hegel, wie später Marx, radikaler als Feuerbach.

„ Die Veränderung des Weltlichen ist die Realisierung der Religion und damit ist ihr die Säkularisierung selbst eingeschrieben.

Für Feuerbach kommt es darauf an, dass die Menschen die Religion als entfremdetes Selbstbewusstsein durchschauen, um zu sich selbst zu finden. Für Hegel kommt es darauf an, das Weltliche zu verändern, um den Zwiespalt des religiösen Bewusstseins aufzuheben. Mit Marx: Es geht um »die Kritik des Jammertales, dessen Heiligenschein die Religion ist.«

Realisierung der Religion

Die Grundlage dafür ist für Hegel das religiöse Verhältnis selbst, die »Gemeinde«. Da Religion eine Form des Sich-selbst-Erfassens des menschlichen Geistes ist, ist das religiöse Verhältnis nicht das Sich-Verhalten der Menschen zu einem Jenseitigen, sondern zu sich selbst. Nach Hegels Verständnis ist Gott

selbst nichts Jenseitiges, sondern, so seine Formel, »Geist für den Geist in seiner Gemeinde«. Nur im menschlichen Bewusstsein komme Gott zum Bewusstsein seiner selbst. Solche Ausdrücke meint Heine, wenn er von den »verschnörkelten Zeichen« spricht. Das religiöse Verhältnis ist daher an sich bereits ein innerweltliches und, so Hegel in seinen Vorlesungen über die Philo-

nen Weltlichkeit, in der Wirklichkeit und in der Vorstellung, degradirt – das Weltliche dagegen sein abstractes Fürsichseyn zum Gedanken und dem Principe vernünftigen Seyns und Wissens, zur Vernünftigkeit des Rechts und Gesetzes hinaufbildet.« Das Reich Gottes auf Erden – das ist für Hegel kein paradiesisches Utopia, sondern der moderne Rechts- und Verfassungsstaat, in dem die Freiheit der Individuen verwirklicht ist. Noch 1843 schreibt Marx in seinem Aufsatz zur Judenfrage, völlig im Geiste Hegels: »Der religiöse Geist kann nur verwirklicht werden, insofern die Entwicklungsstufe des menschlichen Geistes, deren religiöser Ausdruck er ist, in ihrer weltlichen Form heraustritt und sich konstituiert. Dies geschieht im demokratischen Staat.«

Ob Hegels Gottesbegriff in der Konsequenz atheistisch ist, wie Heine meint, kann hier dahingestellt bleiben. Sicher ist jedoch, dass die berühmten Verse aus Heines Epos »Deutschland, ein Wintermärchen« (1844) Hegelschen Geist atmen, auch wenn das Reich Gottes bei Hegel prosaischer ausfällt als bei seinem Schüler: »Ein neues Lied, ein besseres Lied, / O Freunde, will ich Euch dichten! / Wir wollen hier auf Erden schon / Das Himmelreich errichten.«

Andreas Arndt ist Ehrenvorsitzender der Internationalen Hegel-Gesellschaft und Prof. em. der Humboldt-Universität.

Weiterlesen auf www.jungewelt.de

Karl Marx 200
jW-Blog zum 200. Geburtstag
des Philosophen
jungewelt.de/blogs/marx200

Dossier

Schmuggelware vom Bahnhof

Georg Lukács' Ringen um Erlösung des verdinglichten Menschen aus der »transzendentalen Obdachlosigkeit«. Von Miklos Mesterhazi, Budapest

Werden bei Denkern der Marxschen Tradition Wahlverwandtschaften zu religiösen Denkfiguren oder Voreingenommenheiten diagnostiziert, geschieht dies meist, zumindest neuerdings, in einem ironischen Ton. Als handelte es sich dabei um etwas, das nicht eingestanden werden dürfte. Etwas Kindisches, für das man sich schämen sollte und das daher entblößt werden müsste, damit alle wieder ihren Seelenfrieden hätten, den die Nüchternheit gewährte. Wird aber bedacht, dass die Philosophie immer schon tief in der Schuld der Religion stand, auch wenn sie die Grenzen ihrer Kompetenz respektiert und sich ihr Überschreiten verboten hat, scheint der verächtliche Tonfall nicht angebracht zu sein.

Dieses für Religion und Philosophie gefährliche Verhältnis mag die verschiedensten Formen annehmen. Ihre Grundfigur hat Ernst Bloch in einem Kommentar zu Walter Benjamin erfasst: »Kathedralen etwa zeigen sich als »Religionsbahnhöfe« (in Benjamins philosophischen Bruchstücken), in denen zur Messe »Schlafwagenzüge in die Ewigkeit« abgefertigt werden. Das wollte Bloch als Kritik am »Religionsbahnhof« verstanden wissen, er machte aber auch darauf aufmerksam: »Ebenso läuft der Zug auch umgekehrt, nämlich aus der Ewigkeit und ihrem Mythoswesen, in den Bahnhof ein, um hier Konterbande auszuladen.«

Mehr als nüchterne Kalkulation

Bloch und Benjamin waren jeder auf seine eigene Art eifrige Käufer solcher »Konterbanden«, also von Schmuggelwaren. Wollte man hingegen ähnliches über Georg Lukács behaupten, müsste man sich vielleicht den Vorwurf der Schönfärberei oder der Verleumdung gefallen lassen. Schließlich hatte der ungarische Philosoph unter anderem in seiner späten Ästhetik das Abschlusskapitel dem Befreiungskampf der Kunst in Verteidigung ihrer Diesseitigkeit gegen die Religion gewidmet.

Kalkuliert man jedoch ein, wie teuer die erwähnten religiösen Schmuggelwaren in den Augen der Philosophen waren, wirkt die Annahme, auch Lukács sei ihr Käufer gewesen, gleich weniger verwerflich. Akzeptiert man seine Selbstcharakterisierung, dass in seinem Werk, in seiner Entwicklung nichts zu finden sei, was



nicht organisch gewachsen wäre, erscheint sie vielleicht sogar plausibel. Der Lukács vor seiner marxistischen Wende tastete jedenfalls alle inoffiziellen und nichtinstitutionalisierten religiösen Haltungen ab, über die er in seinen Lektüren gestolpert war: vom spätmittelalterlichen Theologen Meister Eckhart über den dänischen Philosophen Søren Kierkegaard bis hin zum russischen Schriftsteller Fjodor Dostojewski. Allerdings wollte er sich daraus nicht etwas Spekulativ-Theologisches herauschälen. Er war auf der Suche nach einer Ethik – sein Freund Bloch nannte ihn in »Geist der Utopie« das absolute Genie der Moral. Es ging ihm um eine Ethik, die Entscheidungen mehr Substanz verleihen konnte, als die nüchterne Kalkulation der Pflicht.

Im Gegensatz zu Bloch fand nicht jeder Gefallen an Lukács' Vorliebe für Kierkegaard oder Dostojewski. Sie galt etwa in den frühen 1970ern eher als ein Zeichen des Hanges zur Irrationalität. Einer Irrationalität, die man dann auch in seiner unmotivierten Bekehrung zur Revolution und Treue zu seiner Partei diagnostizieren wollte – doch auf die Merkwürdigkeiten seiner Wirkungsgeschichte müssen wir hier nicht eingehen.

Flamme der Sehnsucht

Den Reichtum der Essays des jungen Lukács auf eine Formel zu bringen ist ein gewagtes Unterfangen. Aber die einleitenden Ausführungen der »Theorie des Romans« scheinen mit ziemlicher Unmissverständlichkeit anzudeuten, worum es ihm in den frühen Versuchen ging: »Kants Sternenhimmel glänzt nur mehr in der dunklen Nacht der reinen Erkenntnis und erhellt keinem der einsamen Wanderer – und in der Neuen Welt heißt Menschsein: einsam sein – mehr die Pfade. Und das innere Licht gibt nur dem nächsten Schritt die Evidenz der Sicherheit oder – ihren Schein. Von innen strahlt kein Licht mehr in die Welt der Geschehnisse und in ihre seelenfremde Verschlungenheit. Und ob die Angemessenheit der Tat an das Wesen des Subjektes, der einzige Wegweiser, der übrigblieb, wirklich das Wesen trifft, wer kann es wissen, wenn das Subjekt für sich selbst zur Erscheinung, zum Objekt geworden ist; wenn seine innerste und

eigenste Wesenheit nur als unendliche Forderung auf einem imaginären Himmel des Seinsollenden ihm entgegengestellt ist.«

Das Büchlein »Theorie des Romans« war bekanntlich ursprünglich als Vorrede zu einem letztlich ungeschriebenen gebliebenen Dostojewski-Buch gedacht. Sie war als solche, aber auch der Art der Untersuchung nach der Aufgabe gewidmet, »die Flamme der Sehnsucht wachzuhalten« nach der Erlösung »unserer aus den Fugen geratene Welt von dem Fluche der Sinnlosigkeit«, wie der Schriftsteller und Philosoph Siegfried Kracauer 1921 schrieb.

Luziferische Kunst

In diesem Werk trägt Lukács seine ihm eigenste ästhetische Theorie vor. Sie ist mehr »lukácsisch« als alles andere, was er geschrieben hat. Der ungarische Philosoph begibt sich hier auf Spurensuche, ob und wie Kunst noch die Macht besitzt, unsere Hinfälligkeit in erlösende Symbolik einzuhüllen, ohne dabei grob lügen zu müssen. Die Frage anders formuliert: Gibt es in der gottverlassenen (verdinglichten) Welt noch Chancen für die menschliche Substanz im Widerstand?

Die profanierende Übersetzung von »gottverlassen« als »verdinglicht« ist nicht willkürlich. Wie der US-amerikanische Philosoph Jay M. Bernstein feststellte, gibt es eine tiefe Verwandtschaft, auch aus methodologischer Sicht, zwischen den Analysen der Romantheorie und »Geschichte und Klassenbewusstsein« – »Die Theorie des Romans« könnte demnach als die »Geschichte und Klassenbewusstsein« zugerechnete ästhetische Theorie betrachtet werden.

Doch auch als dann die messianistische Gesinnung der frühen 20er Jahre

verblasste, verlor dieses Engagement nicht seine Verbindlichkeit. Nach einer Krise, über die eigentlich nur sein Schweigen berichtet, war Lukács in den frühen 30ern schockiert und fasziniert zugleich von den damals entdeckten »Ökonomisch-philosophischen Manuskripten« des jungen Marx. Sein Interesse galt einem Gedankengang in den Frühschriften, in dem er auf etwas ihm Eigenes gestoßen war, einer Stütze auf der Suche nach Wegen, auf denen das Individuum auf seiner Reise nicht zwangsweise an der »Endstation Einsamkeit« landen muss, sondern seine Soziabilität wiederentdeckt – anders gesagt: Er fand Spuren einer Ethik, die sich gegen die Verdinglichung kehrt.

Lukács schrieb kurz vor seinem Tode in einem Brief an Bloch – einem seiner letzten Briefe überhaupt –, er spiele mit dem Gedanken, ein letztes Werk zu schreiben. Der angedachte Titel »Der Gang des Menschen zur Gattungsmäßigkeit« deutet klar an, dass die Suche nach Auswegen aus der »transzendentalen Obdachlosigkeit« und die Idee einer besonderen Berufung des Menschen nie gleichgültig für ihn geworden sind. Er ist auch der Überzeugung treu geblieben, dass Kunst luziferisch ist, weil sie uns zu wissen gibt, wie verpfuscht die Schöpfung ist – mit Blochs Worten: Kunst ist »ein Stern der Antizipation (...) auf dem Heimweg durch die Dunkelheit«.

Und wichtiger noch (man mag über Lukács denken, was man will, dieser Aufsatz hätschelt keine proselytischen Ambitionen): All das ermahnt dazu, fixe Ideen, die irgendwann einmal in irgendeiner Form Schmuggelwaren »von oben« waren, für teuer zu halten. Auch wenn Religion von Politikern neuerdings wieder als Billigladen für ideologische Gebrauchsgüter benutzt wird.

„Gibt es in der gottverlassenen (verdinglichten) Welt noch Chancen für die menschliche Substanz im Widerstand?“

»Schlafwagenzüge in die Ewigkeit«: Die Kathedrale Sagrada Familia spiegelt sich im Fenster eines Busses

Miklos Mesterhazi war über viele Jahre Mitarbeiter des Lukács-Archivs in Budapest.

ANZEIGE



Passagen Verlag

Philipp von Becker
Der neue Glaube an die Unsterblichkeit
Transhumanismus, Biotechnik und digitaler Kapitalismus

Gott ist tot. Doch der Glaube an die Unsterblichkeit lebt weiter in den biotechnischen Vorstellungen transhumanistischer Denker über Künstliche Intelligenz, nanoinvasiv veränderte Körper und Gehirn-Uploads. Zeit für eine Entzauberung der neuen technologischen Heilsversprechen.



Passagen Verlag

ISBN 9783709203439
Preis 17,40 EUR

Passagen Verlag Ges.m.b.H. | A-1010 Wien, Walfischgasse 15/12 |
+43 (1) 513 77 61 | office@passagen.at | www.passagen.at

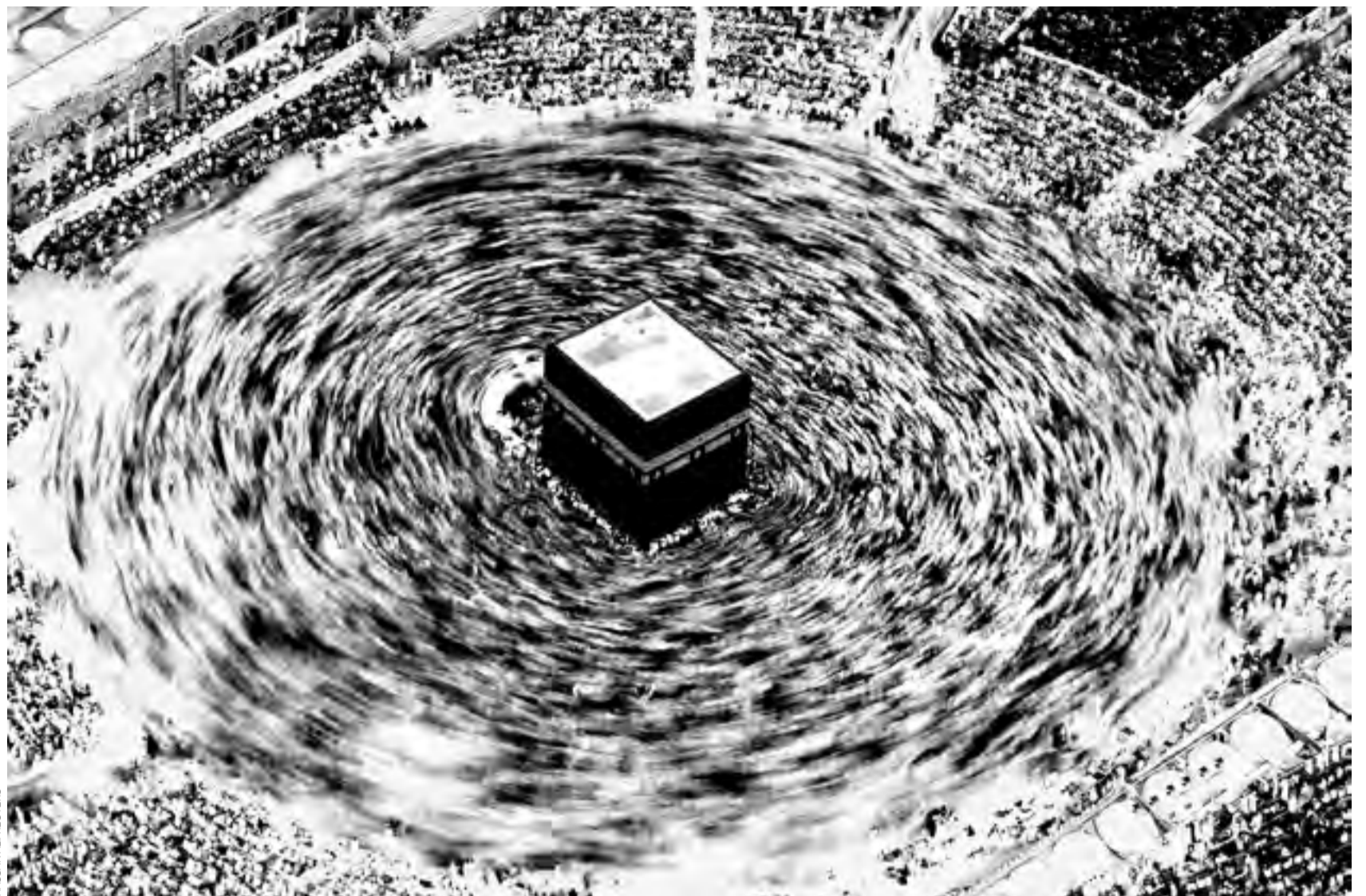
Auch wenn der sogenannte Islamische Staat (IS) in seinem Kerngebiet zwischen Syrien und dem Irak mittlerweile von einer sehr heterogenen Allianz aus regionalen und internationalen Militärmächten weitgehend zerschlagen wurde und als Parastaat seinem Ende zusteuert, so hat doch nicht nur er selbst als Organisation und militärische Formation bislang überlebt, sondern auch die Ideologie des Dschihadismus. Letztere ist nicht auf den IS beschränkt, sondern trat in diesem nur in ihrer extremsten und reaktionärsten Form auf. Auch die Mutterorganisation des IS, von der sich dieser 2013 abgespalte, das alte Al-Qaida-Netzwerk, ist alles andere als tot. In den andauernden Bürgerkriegen und Regionalkonflikten in Syrien, in Libyen, Somalia oder dem Jemen sind auch eine Reihe von regionalen Milizen von dschihadistischem Gedankengut zumindest beeinflusst worden.

Realpolitisch flexibel

Der Dschihadismus als Ideologie im engeren Sinne unterscheidet sich auch von anderen Formen des politischen Islams durch seinen ideologischen Bruch mit dem Mainstreamislam und sein Projekt der vermeintlichen Wiedererrichtung eines globalen Kalifats aller Muslime bzw. all jener Muslime, die aus dschihadistischer Sicht als Muslime zu betrachten sind. Mainstreammuslime werden nämlich von Dschihadisten als Apostaten betrachtet, also als vom Glauben Abgefallene, die zu bekämpfen sind. »Takfir«, also die Erklärung von Muslimen zu Nichtmuslimen, die für ihren Unglauben zu bestrafen sind, wird von allen dschihadistischen Gruppen betrieben, allerdings in unterschiedlichem Ausmaß und mit unterschiedlichen Konsequenzen. Versuchte die Al-Qaida unter ihrem damaligen Gründer Osama bin Laden noch die Mehrheit der Muslime vom eigenen Projekt zu überzeugen, erklärte der IS nicht nur die Schiiten, sondern auch die Mehrheit der Sunniten zu Nichtmuslimen.

Noch extremer praktiziert dies die Gruppe um den saudischen Prediger Ahmed Al-Hasimi, dessen Anhänger bis zu einem internen Konflikt innerhalb des IS auch in diesem sehr wichtige Positionen bezogen. Der Führung des IS wurden die Anhänger Al-Hasimis zu mächtig. Im März 2015 fiel Abu Dschafar Al-Hattab, der bis dahin eines der höchsten Richterämter besetzt hatte, in Ungnade und wurde wegen seines extremen Takfirismus durch den IS hingerichtet. Abu Dschafar Al-Hattab galt als Schüler Al-Hasimis, dessen Hauptdifferenz zum heutigen Mainstream des IS in der Frage des sogenannten Kettentakfirs besteht. Aus Sicht von Al-Hasimi schützt »Unwissenheit« nicht vor Apostasie. Wer also »unwissend« sei darüber, dass die Mehrheit der Muslime vom Glauben abgefallen sei, und diese Muslime selbst nicht zu Nichtmuslimen erklärten, sei allein schon deshalb ebenfalls ein Abtrünniger und damit ein zu tödender Apostat. Dies ging sogar der Führung des IS irgendwann zu weit, da sich damit zwar vielleicht eine extremistische Sekte, aber eben mit Sicherheit nicht das erträumte Kalifat aufbauen ließe.

Der IS hat sich schließlich bei allem ideologischen Extremismus in mancherlei Hinsicht als geradezu realpolitisch flexibel erwiesen. Der Erfolg seiner kurzfristigen De-facto-Staatsgründung basierte nicht zuletzt auf einer Bündnispolitik, die ganz wesentlich die ehemaligen Parteigänger von Saddam Husseins arabisch-nationalistischer Baath-Partei inkludierte, diesen aber nach dem Erfolg in Mossul im Juni 2014 rasch klarmachte, dass es für die alten Baathisten nur eine Unterordnung unter den IS und keine eigenständige weitere Existenz geben könne.



Dschihadismus und das »Ende der Geschichte«

Über die Gründe des Aufstiegs des »Islamischen Staates« und seine Ideologie.

Von Thomas Schmidinger

Der IS betrieb zunächst eine durchaus erfolgreiche Machtpolitik, die auch auf die Inklusion lokaler sunnitisch-arabischer Stämme baute, die sich durch die schiitisch dominierte Regierung in Bagdad oder durch das alawitisch dominierte Regime in Syrien marginalisiert fühlten. In manchen Regionen nutzte der IS dabei alte Konfliktlinien geschickt für sich aus. Bei den Schammar, einer großen arabischen Stammesföderation mit Segmenten in Syrien, Irak, Jordanien und Saudi-Arabien, gelang es dem IS zum Beispiel, große Teile der (ehemaligen) Sklavenschiite für sich zu gewinnen, während sich große Teile der Herrschaft umgekehrt den kurdisch dominierten Syrischen Demokratischen Kräften anschlossen, um gegen den IS zu kämpfen. Vor allem hatte der IS aber auch kein Problem mit Geschäftsbeziehungen aller Art. Öl wurde über türkische, aber auch irakisch-kurdische Kanäle verbilligt auf den Weltmarkt gespült. Demonstrativ gesprengte antike Stätten hatte man zuerst geplündert. Römische, hellenistische, assyrische, babylonische oder frühchristliche Antiquitäten überschwemmten nach 2014 geradezu westliche Märkte, und keine europäische Regierung überlegte ernsthaft, gegen diese Finanzierungsquelle des IS vorzugehen und es sich mit der Antiquitätenbranche anzulegen.

Der militärische Sieg über den IS kam für viele seiner Opfer zu spät. Obwohl es spätestens nach der Einnahme Mossuls im Juni 2014 möglich gewesen wäre, den Genozid an den Jesiden von Sindschar vor vier Jahren oder die Vertreibung der christlichen Assyrer und der Schabak aus der Ninive-Ebene abzusehen, waren

weder die USA oder Europa noch auch Russland oder der Iran in der Lage oder willens, diese Verbrechen aufzuhalten. Auch wenn seither Sindschar und die Ninive-Ebene befreit wurden, so leben viele der Überlebenden bis heute als intern Vertriebene in Lagern im Irak oder als Flüchtlinge in Europa.

Gespalten und demoralisiert

Nicht nur der IS, sondern auch andere dschihadistische Gruppen konnten überall dort von der politischen Situation profitieren, wo massive soziale und politische Verwerfungen zu langwierigen Bürgerkriegen führten. Unter rivalisierenden Parastaaten können sich auch Dschihadisten als Ordnungsmacht immer wieder zumindest kurzfristig behaupten. Dies gilt für Afghanistan genauso wie für den Jemen, Libyen oder Somalia. Die Attraktivität dieser regionalen Akteure für europäische Muslime ist jedoch meist relativ begrenzt. Zwar gingen einzelne – meist jüngere – Muslime aus Europa schon vor der Etablierung des IS auch nach Afghanistan oder Somalia, die meisten zog allerdings erst die Ausrufung des Kalifats und der politische und militärische Erfolg des IS 2014 an.

Mit der militärischen Niederlage des IS ist dieser auch für seine europäischen Sympathisanten deutlich unattraktiver geworden. Das Phänomen der Dschihadreisenden nach Syrien oder in den Irak ist mittlerweile vor allem aufgrund der militärischen Entwicklung in der Region fast völlig zum Erliegen gekommen.

Dies bedeutet allerdings nicht, dass Ideologien aus dem dschihadistischen

Bereich ihre Attraktivität verloren hätten. Die Szene in Europa ist heute allerdings viel gespaltenere und demoralisierter als 2014. Geblieben ist jedoch die Attraktivität der Botschaft des Dschihadismus für Teile der meist sozial schlechter gestellten und oft schon in Europa aufgewachsenen muslimischen Jugendlichen. Hier spielt das »revolutionäre« und »utopische« Moment des Dschihadismus eine zentrale Rolle.

Nachdem die europäischen Eliten seit dem Ende der Sowjetunion das vermeintliche »Ende der Geschichte« verkündet und jegliche Debatte über Systemalternativen bestenfalls ins Reich der Spinnerei verbannt hatten, brachte der IS 2014 die Geschichte auf denkbar brutalste Weise zurück. Dass sich der Dschihadismus des Reichs der Utopie bemächtigen konnte, liegt einerseits an der Hegemonie des neoliberalen Diskurses vom Ende der Geschichte und der Alternativlosigkeit der liberalen Demokratie, andererseits aber auch an der Schwäche der Linken, die nicht nur eine politische Schwäche ist. Sie ist auch zu suchen in der Unfähigkeit, eigene progressive und menschenfreundliche Utopien zu entwerfen, die zugleich zeitgemäß und radikal sind und damit die bestehende Hegemonie auch glaubwürdig herausfordern können. In diesem Sinne brauchen wir im Umgang mit jugendlichen Sympathisanten des Dschihadismus auch weniger eine »Deradikalisierung« als eine Radikalisierung humanistischer und solidarischer Utopien, um diese auch für jene wieder attraktiv zu machen, die sich im rassistisch grundierten neoliberalen Reichenklub ausgegrenzt fühlen.

Mainstreammuslime werden von Dschihadisten als vom Glauben Abgefallene betrachtet, die zu bekämpfen sind (Große Moschee in Mekka während des Ramadan 2010)

Thomas Schmidinger ist Politikwissenschaftler und arbeitet an der Universität Wien.

Schwert und Kreuz

Wo liegen die Wurzeln für den erfolgreichen Widerstand der kubanischen Bevölkerung gegen die reaktionäre Indoktrination des Vatikans? **Von Volker Hermsdorf**

Als Papst Johannes Paul II. im Januar 1998 Kuba besuchte, hofften die Gegner des Sozialismus, damit werde sein baldiges Ende auf der Insel eingeleitet. In seinem Heimatland Polen hatte Karol Wojtyła mit drei Reisen (1979, 1983 und 1987) zum Untergang der sozialistischen Länder Osteuropas beigetragen. Auch die Kuba-Visiten des gleich reaktionären deutschen Josef Ratzinger im März 2012 und des aus Argentinien stammenden Jorge Mario Bergoglio, Papst Franziskus, im September 2015 weckten derartige Erwartungen. Angeblich besteht die kubanische Bevölkerung zu rund 80 Prozent aus Katholiken. Frustriert mussten westliche Kommentatoren jedoch immer wieder zur Kenntnis nehmen, dass die drei Päpste das kubanische System nicht im Geringsten erschüttert hatten. Statt dessen hatten sie die Aufmerksamkeit der Welt auf die US-Blockade gelenkt, die den Menschen auf der Insel seit Jahrzehnten zusetzt. Aber wo liegen die Wurzeln für den erfolgreichen Widerstand der kubanischen Bevölkerung gegen die reaktionäre Indoktrination des Vatikans?

Die Santería wurde in Kuba von der Religion schwarzer Sklaven zu einer des gesamten einfachen Volkes, das Christentum blieb lange die Religion der Eroberer und der Oberschicht

»Dann will ich nicht dahin«

»Als Kolumbus hier mit seiner Kirche ankam, der katholischen Kirche, brachte er das Schwert und das Kreuz: Mit dem Schwert heiligte er das Recht auf Eroberung, und mit dem Kreuz segnete er sie«, sagte Fidel Castro 1985 dem brasilianischen Befreiungstheologen Frei Betto in den berühmten »Nachtgesprächen«. Die Ureinwohner Kubas, die Taíno, waren die ersten Opfer dieser Allianz aus Schwert und Kreuz. Der von den Spaniern gefangene junge Kazike (Häuptling) Hatuey weigerte sich im Jahr 1513 noch auf dem Scheiterhaufen zu konvertieren. Ein Pater hatte ihm versprochen, er würde dann in den Himmel kommen. Ob auch Spanier dort seien, wollte Hatuey wissen. Der Pater bejahte, und der junge Kazike antwortete ihm: »Dann will ich nicht dorthin.«

Auch die seit 1517 aus Afrika nach Kuba verschleppten Sklaven durften ihre eigene Religion unter der spanischen Herrschaft nicht offen ausüben. Trotzdem geht eine der bedeutendsten Säulen der kubanischen Kultur auf die von ihnen eingeführten Mythen zurück. »Der unglückliche Sklave wurde nackt nach Kuba verschleppt. Er musste alles zurücklassen und konnte nichts Materielles mitnehmen. Das einzige, was er mitbrachte,



war in seinem Inneren«, schrieb Fernando Ortíz, der bekannteste Ethnologe der Insel. In ihrem Gepäck hatten die Afrikaner nur Erinnerungen, Rituale, Tänze und Musik, ihre Sprachen und Religionen. Neben ihrer religiösen Bedeutung fanden die Mythen nicht nur für ihre Anhänger, sondern auch für große Teile des Volkes praktische Anwendung. Der Schriftsteller Miguel Barnet beschreibt diese Kulte, die »Regla de Ocha« oder auch Santería, als »Transkulturation von Elementen, die ihre Pflanzstätte in Kuba fanden und die uns mit einem kraftvollen Lebenssaft genährt haben, welcher der kubanischen Kultur eine ganz besondere Würze verleiht... und sie zu immer neuer Blüte bringt.« Durch die Verbindung entstand eine neue kulturelle Identität, zu der auch religiöse Phänomene gehören, schrieb er in seinem Buch »Afrokubanische Kulte«.

Kulturelle Gegenhegemonie

Der Historiker Michael Zeuske spricht von »unterschiedlichen Formen einer kulturellen Gegenhegemonie«, die es den Sklaven nicht nur ermöglicht habe, das Machtmonopol der Weißen »vor den

Augen der Öffentlichkeit zu unterlaufen, sondern die weißen Kubaner im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts über Gebräuche, Moden und Musik zunehmend kulturell einzubinden.« »Einer, der bloß katholisch ist – das gibt es nicht«, bemerkte der als »Cimarrón« über Kuba hinaus bekannt gewordene entlaufene Sklave Esteban Montejo: »Alle Religionen haben sich hier in diesem Land vermischt. Der Afrikaner brachte seine, die war die stärkste, und der Spanier brachte auch seine, die war aber nicht so stark.«

Der Synkretismus zwischen afrikanischen und christlichen Wurzeln erschuf Rituale, Zeremonien, Symbole und die Spiritualität einer eigenen, oft wunderbaren Welt, die auf der Anbetung der mit den entsprechenden katholischen Heiligen gleichgesetzten Orishas (Gottheiten der Santería) des nigerianischen Yoruba-Pantheons beruht. Häufig wird bei den Ritualen noch die jeweilige afrikanische Sprache gesprochen.

Auch der Ahnenkult spielt eine große Rolle. Die Vorfahren werden nicht einfach der Betreuung durch Himmel oder Hölle überlassen und auf Friedhöfen vom Bereich der Lebenden entfernt, sie sind Bestandteil der Familienidentität. Das bezog sich ursprünglich vor allem auf die in Afrika verbliebenen Ahnen, wurde dann aber bei einigen Gläubigen auch auf weiße Vorbilder wie José Martí oder Fidel Castro übertragen.

Einige der bedeutendsten aktuellen Ereignisse in Kuba fallen auf Feiertage der Santeros. Am 17. Dezember bitten Anhänger der Santería-Religion den Heiligen Lazarus, der von den Santeros »Babalú Ayé« genannt wird, um Schutz oder danken dafür, dass ihre Wünsche erfüllt wurden. Babalú Ayé wird große Macht zugeschrieben und ist einer der wichtigsten Orishas. An seinem Feiertag kündigten Kubas Präsident Raúl Castro und sein US-amerikanischer Amtskollege Barack Obama 2014 die Wiederaufnahme der diplomatischen Beziehungen zwischen ihren beiden Ländern an. Auch das Datum, an dem die Urne mit der Asche Fidel Castros auf dem Santa-Ifigenia-Friedhof in Santiago de Cuba beigesetzt wurde, hat Symbolcharakter. Der 4. Dezember

ist Changó gewidmet, der für viele Anhänger des Kultes der mächtigste Yoruba-Heilige ist. Der Sage zufolge hat er unzählige Gegner bezwungen und gilt als unbesiegbar. Wenn sein Name ausgesprochen wird, erheben sich die Gläubigen von ihren Sitzen, um ihre Ehrerbietung zu bezeugen.

Religion der Oberschicht

Die offizielle Akzeptanz der afrokubanischen Religionen als fester Bestandteil der kubanischen Kultur setzte sich erst in den letzten 30 Jahren durch. Sie waren nach dem Sieg der Revolution noch längere Zeit als rückständig verpönt, obwohl Santeros sie unterstützt hatten. Heute engagieren sich ihre Anhänger in zivilgesellschaftlichen Massenorganisationen oder sind Mitglieder der Kommunistischen Partei Kubas (PCC). Die Medien des Landes veröffentlichen den zu Anfang jeden Jahres von den höchsten Santería-Priestern herausgegebenen »Letra del año« (Brief des Jahres), der den Gläubigen Voraussagen und Verhaltensratschläge für das kommende Jahr gibt.

Während die Santería in Kuba von der Religion schwarzer Sklaven zu einer des gesamten einfachen Volkes wurde, blieb das Christentum lange die Religion der Eroberer und der Oberschicht. »Die Kirche in Kuba war keine volksnahe Kirche, keine Kirche der Arbeiter, der Bauern, der Favelabewohner, der einfachen Kreise der Bevölkerung. In diesem Land, wo 70 Prozent der Bevölkerung Bauern waren, gab es nicht eine einzige Kirche auf dem Land«, erklärte Fidel Castro dem Theologen Betto. Die meisten Kirchen wurden in den »Wohnviertel des Großbürgertums und der reichen Leute errichtet. Für sie war der Gottesdienst garantiert, im Gegensatz zu den Vierteln der Bedürftigen, der Armen, der Bauern und der Arbeiter«. Der Konflikt mit der katholischen Kirche, der nach der Revolution einsetzte, ist ein Klassenkonflikt gewesen, sagte Castro. »Die Klasse der Reichen betrachtete die Kirche als ihren Besitz und versuchte die Bischöfe, Priester und Katholiken zu konterrevolutionären Positionen zu verleiten.« Dies wirkt bis heute nach.

Volker Hermsdorf ist Journalist und schreibt für die junge Welt regelmäßig über Lateinamerika.

ANZEIGE



Wie kann der Staat sich von Religion freihalten, ohne das Recht auf Religionsfreiheit anzutasten?

Leseprobe und Bestellung: hamburger-edition.de

Hamburger Edition

Verlag des Hamburger Instituts für Sozialforschung

In Gottes Namen

Einfluss Evangelikaler auf Politik in Brasilien wächst. Aufstieg rechtsextremer Kräfte hat irdische Gründe. **Von Peter Steiniger**

Mit Brasilien hat sich der Schöpfer von Himmel und Erde besonders viel Mühe gegeben, es mit Naturreichtümern aller Art gesegnet. Das südamerikanische Land erstreckt sich von den Tropen bis in die gemäßigten Klimazone. Der größte Teil Amazoniens, mit dem riesigen Flusssystem und Regenwäldern, in denen es von Arten nur so wimmelt, befindet sich auf seinem Territorium. In den fruchtbaren Ebenen Südbrasilien gedeiht alles, was der Mensch braucht, nicht nur das »schwarze Gold«, der Kaffee. Und unter brasilianischer Erde liegen Smaragde, Gold und Silber und große Vorkommen an Kohle und Erz, selbst im Meeresboden vor seiner Küste verbergen sich gewaltige Mengen Öl und Gas.

Für die mehr als 200 Millionen Menschen, die Brasilien bewohnen, könnte ihr Land ein wahres Paradies sein. Davon sind die Lebensbedingungen der meisten allerdings weit entfernt, die sozialen Unterschiede sind enorm. Das ist, ebenso wie die ethnische Zusammensetzung der Bevölkerung, vor allem Produkt der gewaltsamen Eroberung und Kolonisierung, eines Sklavensystems, das bis heute nachwirkt. Im Schmelztiegel Brasilien erhielt sich die Ungleichheit, aber auch eine große kulturelle und religiöse Vielfalt. Zu Recht gilt der Föderationsstaat zwar als katholisches Land – die Christusstatue auf dem Berg Corcovado in Rio ist dafür ein Sinnbild. Neben der »heiligen Mutter Kirche« bedienen Tausende Sekten die spirituellen Bedürfnisse, trösten über das irdische Jammertal hinweg. Dabei geht es, wie in der Musik, tropical zu: Vielfach vermischen sich die verschiedenen Glaubensbekenntnisse. Besonders augenfällig ist das bei dem Candomblé, der seine Wurzeln in Westafrika hat und Elemente der christlichen Religion adoptierte.

Mächtig im Kommen

Hinweise auf Glaube, Liebe, Hoffnung sind im Alltag überall präsent. Links und rechts der Straßen werben Gotteshäuser um Besucher. Hunderte von religiösen Rundfunk- und Fernsehsendern missionieren rund um die Uhr. Gegenüber den Katholiken rasant an Boden gewinnen dabei die Evangelikalen, eine religiös intolerante und besonders »bibeltreue« Strömung innerhalb des Protestantismus, und die ihnen nahestehende Pfingstbewegung. Nach einer Erhebung des brasilianischen Instituts Datafolha bezeichnet sich mittlerweile ein knappes Drittel aller Brasilianer als evangelikal. 1991 war es noch nicht einmal jeder zehnte. Zum Erfolg dieser Anbieter – in ganz Lateinamerika – haben Freikirchen aus den USA mit ihren Ressourcen erheblich beigetragen. Die Assembleia de Deus (»Kirche der Versammlung Gottes«) zählt in Brasilien mittlerweile mehr als 22 Millionen Seelen. Zu den Großen im Geschäft gehört die »Universal Kirche des Königreichs Gottes« (IURD), die mit ihren Anhängern eine Art Ablasshandel betreibt und materiellen Reichtum als Liebesbeweis des Herrn im Himmel verkauft. Ihren mittlerweile milliarden schweren Gründer Edir Macedo hat ein solcher jedenfalls ererbt. Seine Kirche expandiert längst weltweit, vor allem in Afrika breitet sie sich aus.

Parallel zu dieser Entwicklung hat sich der Einfluss der Evangelikalen auf die Politik ausgeweitet, sie bestimmen die Wertedebatte in der Gesellschaft immer stärker mit. Im Nationalkongress, dem



Zweikammerparlament, haben sich ihre Vertreter zu einer mächtigen Lobby zusammengeschlossen. Dieser bediente sich der damalige Parlamentspräsident Eduardo Cunha von der PMDB, ein Mann der Assembleia de Deus, 2016 beim Strippenziehen zum Sturz von Staatschefin Dilma Rousseff von der Arbeiterpartei PT per Amtsenthebungsverfahren. Bei der Abstimmung über dessen Einleitung fehlte es Abgeordneten der rechten Parlamentsmehrheit nicht an pathetischen Berufungen auf Gott. Wenig später brachten Cunha seine schwarzen Konten in der Schweiz in den Knast. Doch sein Parteifreund Michel Temer gelangte an die Macht und vollzog in Brasilien eine neoliberale Wende. In ihren Kampagnen zu den jetzt im Oktober anstehenden Wahlen suchen vor allem Bewerber aus dem rechten Lager die Nähe evangelikaler Führer, tingeln durch die Kultstätten.

Weltliches Machtzentrum

Eine Kathedrale anderer Art steht in Rio de Janeiro. In der Stadt am Zuckerhut befindet sich der Sitz des Globo-Konzerns. Der Milliardenkonzern mit seinen Zeitungen und Zeitschriften, und – weit wirksamer – Radiostationen und einem der weltgrößten TV-Netzwerke beeinflusst maßgeblich, was Menschen politisch denken, welchen Trends sie folgen, welchen Idolen sie anhängen. Das Spektrum reicht von Qualitätsjournalismus bis in die seichtesten Gefilde des Infotainments. Von *TV Globo* kommt die Hauptnachrichtensendung des Landes, das »Jornal Nacional«. Globo ist auch Brasiliens Hollywood, Firmen der Gruppe produzieren Kinofilme, Serien und Musik.

Dorthin begab sich am 3. September der Präsidentschafts aspirant der extremen Rechten, Jair Bolsonaro, um mit dem Vizechef des Unternehmens, João Roberto Marinho, in dessen Familienalbum zu blättern. Anderthalb Stunden

dauerte die vertrauliche Unterredung, die Bolsonaros wirtschaftspolitischer Berater, Paulo Guedes, vermittelt hatte. Bislang hatte Bolsonaro das Medienhaus gern in Trump-Manier abgewertet, seine Anhänger verpassten Globo gar das Prädikat »kommunistisch«, weil es ihren rassistischen, frauenfeindlichen und homophoben Heiland nicht gebührend in den Himmel hob.

Im Dienst der Militärdiktatur (1964–1985) stehend, der Bolsonaro weiter anhängt, wuchs Globo zum Mediengiganten heran. Heute ist der 1925 gegründete Konzern in ganz Lateinamerika aktiv. Und bis jetzt wird er von einem Familienclan, der auf den Zeitungsbesitzer Irineu Marinho zurückgeht, kontrolliert und geführt. Politiker selbst in den höchsten Ämtern, besonders wenn sie nicht dem konservativen Lager angehören, müssen die Macht der Marinhos fürchten. Diese setzen Globo als Interessenvertretung jener, die von Geldvermehrung leben, gezielt ein.

Als die von den Finanzmärkten ausgehende Krise Brasiliens erreichte, kündigten diese Eliten den in der Lula-Ära eingegangenen Burgfrieden – die Hinnahme einer Machtteilung im Rahmen der formellen Demokratie auf der Basis der Verfassung von 1988 – auf. Durch die Milliarden verschlingenden Prestigeobjekte Fußball-WM 2014 und Olympia 2016 in Rio und die unsozialen und repressiven Maßnahmen, die sie begleiteten, bot die Regierung offene Flanken. 2013 begann Globo, Brasilien politisch zu destabilisieren. Seine Medien riefen die Mittelschichten zu Protesten gegen die Rousseff-Regierung auf die Straße. Moralistisch wurde dort die Korruption angeprangert, die Linke systematisch diskreditiert. Gleichzeitig traten verdeckt finanzierte Gruppen auf den Plan, die seitdem in den sozialen Medien massenhaft Desinformationen und antikommunistische Paranoia verbreiten. Bolsonaro ist ein Zauberlehrling in diesem Prozess.

Trotz der rechten Kampagnen konnte der PT 2014 mit Rousseff die Wahl knapp gewinnen. Nicht nur beim dann folgenden kalten Putsch hatte Globo die Hand im Spiel. Ebenso bei der Inszenierung, die Lula im April 2018 ins Gefängnis brachte. Am 7. September wurde Bolsonaro, der wenige Tage vorher verkündigt hatte, »die PT-Bande erschießen« zu wollen, bei einem Wahlkampfauftritt mit einem Messer attackiert – genau einen Monat vor dem Urnengang. Der evangelikale Prediger und Senator Magno Malta – enger Verbündeter – eilte in die Klinik, um mit dem Verletzten zu beten. Auf Twitter teilte Malta ein Foto, das den mutmaßlichen Täter mit Lula zeigen soll, aber eine Fälschung ist. Einen Besuch stattete auch der evangelikale Kirchenführer und TV-Prediger Silas Malafeia ab, um Gott dafür zu danken, dass Bolsonaro weiter auf dieser Erde wandelt. *TV Globo* berichtete ganz groß.

Auf Stimmenfang mit der Bibel, trotzdem Außenseiter: Der evangelikale Präsidentschaftskandidat Cabo Daciolo fürchtet einen Mordanschlag der Illuminati. Möge der Heilige Geist über ihn wachen

Peter Steiniger ist Redakteur der jungen Welt.

ANZEIGE



Rolf Bergmeier
**Machtkampf.
Die Geburt der Staatskirche**

Vom Sieg des Katholizismus und den Folgen für Europa
ISBN 978-3-86569-292-4, 206 Seiten, Euro 16,-

Es ist ein wenige Zeilen umfassender Erlass des römischen Kaisers Theodosius, der Staat und katholische Kirche zu einer mächtigen Einheit verbindet. Für Jahrhunderte wird diese Allianz große Teile der Welt prägen und sie wirkt bis heute nach.

Rolf Bergmeier beschreibt in seinem neuen Buch die Folgen für Europa: Klerikalisierung, Feudalismus, wirtschaftlicher und kultureller Stillstand.

Viele weitere Bücher in unserem Programm analysieren das aktuelle Verhältnis von Religion und Politik, erläutern einzelne Konfliktfelder und stellen Gegenentwürfe vor:

Karsten Krampitz: »Jedermann sei untertan«. **Deutscher Protestantismus**, ISBN 978-3-86569-247-4 • Thomas Heinrichs: Religion und Weltanschauung im Recht, ISBN 978-3-86569-271-9 • Corinna Gekeler: Loyal dienen. **Diskriminierendes Arbeitsrecht**, ISBN 978-3-86569-117-0 • Nedjib Sidi Moussa: Essay über die Konfessionalisierung der sozialen Frage, ISBN 978-3-86569-293-1 (Oktober 2018) • Carsten Frenk: **Kirchenrepublik** Deutschland, ISBN 978-3-86569-190-3 • İlhan Arsel: Frauen im islamischen Recht, ISBN 978-3-86569-227-6 • ausführliche Infos unter

Alibri Verlag • www.alibri.de

Zeit, sich ein anderes *Bild* von der Welt zu machen.



Das Probeabo endet automatisch,
es muss nicht abbestellt werden.

Ja, ich will die Tageszeitung *junge Welt*
drei Wochen kostenlos lesen.

Das Abo endet automatisch. Belieferung in die Schweiz und Österreich zu gleichen Konditionen, aber für zwei Wochen.

Frau Herr

Vorname

Name

Straße/Nr.

PLZ/Ort

Telefon

E-Mail

Ja, ich bin damit einverstanden, dass mich die Verlag 8. Mai GmbH zwecks einer Leserbefragung zur Qualität der Zeitung, der Zustellung, zur Fortführung des Abonnements und zu Verlagsangeboten kontaktiert. Dieses Einverständnis kann ich jederzeit widerrufen (per E-Mail: abo@jungewelt.de oder per Post: Verlag 8. Mai GmbH, AboService, Torstraße 6, 10119 Berlin). Der Verlag garantiert, dass die Daten ausschließlich zur Kundenbetreuung genutzt werden.

Datum/Unterschrift

Die Belieferung beginnt ab dem nächstmöglichen Montag oder
ab Montag, den 2018

Das Probeabo kann einmal innerhalb von zwölf Monaten pro Haushalt bestellt werden.

Coupon einsenden an:

Verlag 8. Mai GmbH, Torstr. 6, 10119 Berlin,
oder faxen an die 0 30/53 63 55-48.

Sie können das Probeabo auch bestellen unter
www.jungewelt.de/probeabo
Abotelefon: 0 30/53 63 55-84



Woher kommt überhaupt diese Affinität zwischen geistlicher und weltlicher Herrschaft in der christlichen Orthodoxie?

Der Reformator Poroschenko

Der ukrainische Präsident will eine nationale Kirche aufbauen.

Von Reinhard Lauterbach

Eine Autorin der Bertelsmann-Stiftung schrieb unlängst in den bürgerlich-seriösen *Ukraine-Analysen* allen Ernstes, Kirchenpolitik werde eines der wichtigsten Themen des kommenden Präsidentschaftswahlkampfes in der Ukraine darstellen. Präsident Petro Poroschenko habe sich den Kampf um die Bildung einer Nationalkirche und die Lösung der ukrainischen Orthodoxen von Moskau zu seiner Aufgabe gemacht. Das ist verständlich: Endlich einmal etwas, was von der Verelendung der Bevölkerung und den Korruptionsvorwürfen gegen den Präsidenten und seine Umgebung ablenkt. Und so mehren sich die Bilder, auf denen Poroschenko – ähnlich wie der russische Präsident Wladimir Putin – sich zu unterschiedlichen Gelegenheiten bekreuzigt oder die für die Orthodoxie charakteristischen bleistiftdünnen Wachskerzen zwischen Mittel- und Ringfinger herunterbrennen lässt. Bekanntlich heißt es ja im Neuen Testament zum Schaubeten: »Und wenn du betest, sollst du nicht sein wie die Heuchler, die da gerne stehen und beten in den Schulen und an den Ecken auf den Gassen, auf dass sie von den Leuten gesehen werden. Wahrlich, ich sage euch: Sie haben ihren Lohn dahin.« (Matthäus 6,5). Aber sei es drum.

Tatsächlich tobt, meist unterhalb der Wahrnehmungsschwelle westlicher Medienmacher, in der Ukraine im Grunde seit der Loslösung des Landes von der Sowjetunion 1991 ein Kirchenkampf. Auf der einen Seite steht der traditionelle Platzhirsch: die Ukrainisch-Orthodoxe Kirche des Moskauer Patriarchats. Ihr gehören etwa 60 Prozent der Gläubigen in dem 43-Millionen-Einwohner-Land an. Für die Kiewer Staatsmacht jedoch ist sie eine Agentur russischer »Soft power«. In organisatorischen und finanziellen Fragen ist sie zwar autonom, aber in geistlicher und kirchenrechtlicher Hinsicht untersteht sie dem »Patriarchen von Moskau und der ganzen Rus« in Moskau, Kyrill. Und der beweihräuchert hauptsächlich die russische Staatlichkeit und den gesamtrossischen Zusammenhalt. Das ist

das genaue Gegenteil dessen, was in der Ukraine gegenwärtig angesagt ist. Auf der anderen Seite steht die »Ukrainisch-Orthodoxe Kirche des Kiewer Patriarchats«, die in den Wirren des Zerfalls der UdSSR aus der Taufe gehoben wurde. Gegründet wurde sie von einem Geistlichen namens Filaret, der 1990 bei dem Versuch gescheitert war, Patriarch in Moskau zu werden. Anschließend beschloss er, seine Dienste der entstehenden Ukraine anzubieten. Abgesehen von der Kirchengründung bislang mit mäßigem Erfolg.

Die Losung der ukrainischen Orthodoxen heißt seit Jahren »Autokephalie«. Das ist griechisch und heißt wörtlich »Eigenköpfigkeit«. Gemeint ist, dass die Kirche nur dem obersten orthodoxen »ökumenischen« Patriarchen von Konstantinopel untersteht. Allerdings haben diese Versuche bisher keinen Erfolg gehabt – und das ist nachvollziehbar. Die Anerkennung der Selbstständigkeit Kiews wäre ein Affront gegen die russische Kirche, und die hat die stärkeren Bataillone und die dickeren Geldsäcke gegenüber dem in der türkischen Diaspora sitzenden Patriarchen von Konstantinopel, dem nur eine Volkskirche – jene der griechischen Minderheit in der Türkei – und eine Reihe weiterer Diasporakirchen in Westeuropa und Nordamerika unterstehen. Im ukrainischen Fall hat dieses Bestreben um Eigenständigkeit der lokalen Orthodoxen eine zusätzliche Ironie: Bei einem seiner jüngsten Gebetsauftritte ersuchte Petro Poroschenko die Griechisch-Katholischen, das Streben der Orthodoxen nach Autokephalie durch ihre Fürbitte zu unterstützen. Der Witz daran ist, dass diese Griechisch-Katholischen – vor allem in der Westukraine vertreten – ihrerseits ein Zweig der Orthodoxie sind, den das polnisch-litauische Königreich 1569 durch Versprechungen an den dortigen Klerus veranlasst hat, sich dem Papst in Rom zu unterstellen. Mit dem Ziel, sie dem damals aufstrebenden Moskau abspenstig zu machen. Ansonsten gibt es keine großen Unterschiede, sogar heiraten dürfen die griechisch-katholischen

Priester, anders als ihre Amtsbrüder römischer Observanz.

Woher kommt überhaupt diese Affinität zwischen Geistlichkeit und weltlicher Herrschaft in der Orthodoxie? Die Frage ist falsch gestellt. Eher müsste es heißen, warum sich in den westlichen Kirchen das Modell einer relativen Autonomie durchgesetzt hat. Das spätromische Imperium hat im 4. Jahrhundert das ursprünglich als unterdrückte jüdische Sekte entstandene Christentum kooptiert: seit 395 als alleinige Staatsreligion. Allerdings kam der Kirche im Westteil des Römischen Reiches 476 der Staat abhanden, und die Bischöfe von Rom begannen, an ihrer Autonomie im Machtvakuum Gefallen zu finden. Sie behaupteten diese auch gegenüber der später neu entstehenden weltlichen Herrschaft der Kaiser und Könige. Das macht den Großteil der Geschichte des europäischen Mittelalters aus. Die in Byzanz beheimatete Ostkirche dagegen blieb der weltlichen Herrschaft untergeordnet, bis 1453 die Osmanen Byzanz überrannten. Als dann Ende des 16. Jahrhunderts das aufsteigende Russland eine Staatsideologie suchte, erfand es die Theorie, Moskau sei – nach Rom und Byzanz – das »Dritte Rom«. Religionspolitisch gesprochen: Es bot dem Anlehnung suchenden orthodoxen Klerus eine Schulter. Dieses Bündnis hat bis heute gehalten.

Der Gerechtigkeit halber muss man sagen, dass der Protestantismus sich auch nur durchsetzen konnte, weil er Rückhalt bei weltlichen Fürsten fand, die auf die Kirchengüter schielten und denen es um die nach Rom abfließenden Spendengelder schade war. Entsprechend haben die Anhänger der Kirche des Kiewer Patriarchats auch ein Auge auf die Immobilien der Moskauer Kirche samt der daran hängenden Einnahmen geworfen. Darunter ist das berühmte Höhlenkloster in Kiew, immerhin UNESCO-Weltkulturerbe.

Reinhard Lauterbach ist Journalist und schreibt für die *junge Welt* regelmäßig über Osteuropa.